

Urbanität im ländlichen Raum

Wohnmigration in der deutsch-luxemburgischen Grenzregion

Einleitung

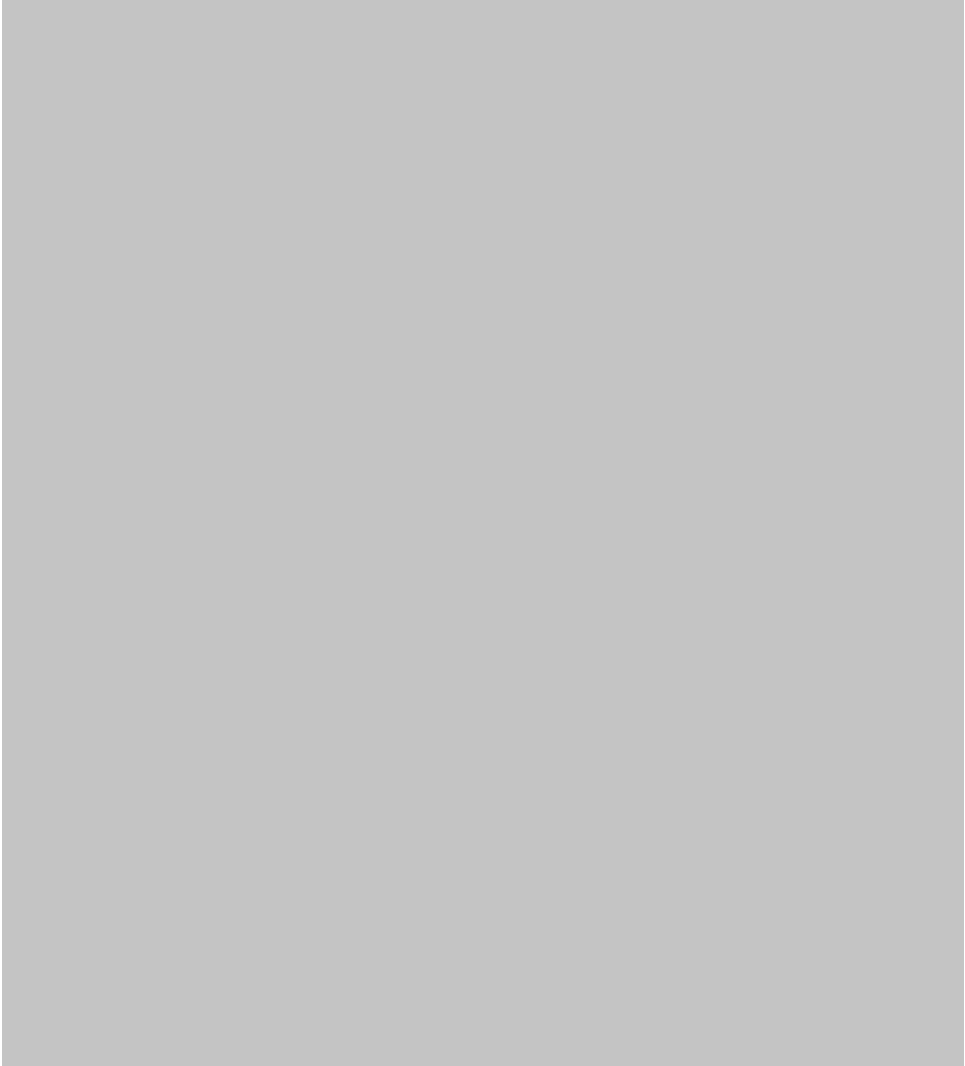
Untersuchungen zum Zusammenhang von Migration und Urbanität befassen sich normalerweise mit Gegebenheiten und Entwicklungen in Städten. Die mögliche Präsenz von Urbanität auch im ländlichen Raum ist das Thema des vorliegenden Beitrags. Es wird erörtert am Beispiel der grenzüberschreitenden Wohnmigration in der Großregion Saar-Lor-Lux.¹ Der massive Zuzug von Wohnmigranten und -migrantinnen² aus Luxemburg in die Grenzregionen der Nachbarländer stellt eine relativ rezente Erscheinung dar, deren Ursache hauptsächlich in der Entwicklung des Immobilienmarktes im Großherzogtum Luxemburg liegt.³ Für das Thema Migration im ländlichen Raum ist dieses Phänomen in zweierlei Hinsicht von besonderem Interesse: einerseits wegen der komplexen Zusammensetzung der Gruppe der Zuwanderer, die hinsichtlich der Dimension ländlich – urban extrem differenziert ist; und andererseits wegen der tiefgreifenden demografischen Veränderungen, die die Wohnmigration in einzelnen Grenzdörfern hervorgebracht hat.

Im Zentrum unseres Beitrags steht die Frage, ob in den untersuchten grenznahen deutschen Dörfern urbane Einstellungen und Praktiken sichtbar werden und, falls ja, wie die Migrationsbewegungen aus Luxemburg diese ‚ländliche Urbanität‘ beeinflussen. Ausgehend von den Alltagspraktiken der WohnmigrantInnen behandelt der Beitrag darüber hinaus die Frage, inwieweit die Dichotomie Urbanität – Ruralität einen konzeptuellen Ansatzpunkt für die Untersuchung individueller und struktureller Integrationsprozesse darstellen kann. Hierbei werden einige der theoretischen Entwicklungen, die die Debatte in diesem Feld in letzter Zeit bestimmt haben, diskutiert. Unsere Studie basiert im Wesentlichen auf den Ergebnissen einer qualitativen Untersuchung in vier Fallstudiendörfern (siehe Abb. 1), die seit zehn bis fünfzehn Jahren bevorzugte Zielorte der Wohnmigration aus Luxemburg sind.⁴

Die Wohnmigration an der deutsch-luxemburgischen Grenze ist hinsichtlich sowohl der nationalen als auch der sozioökonomischen Zusammensetzung der Migrierenden weitaus heterogener und komplexer als entsprechende Phänomene an anderen europäischen Binnengrenzen.⁵ Neben autochthonen luxemburgischen Staatsangehörigen hat man es mit Angehörigen der hochmobilen internationalen Eliten (Finanzwesen, EU-Institutionen etc.) sowie mit klassischen ArbeitsmigrantInnen, besonders portugiesischer Herkunft, zu tun. Der Anteil der WohnmigrantInnen luxemburgischer Nationalität an dieser Gesamtgruppe nimmt seit einigen Jahren deutlich zu.⁶ Im Jahr 2012 machten sie etwa 60 Prozent der Zuzüge in rheinland-pfälzischen Gemeinden aus.⁷ Bisherige Studien zeigen, dass sie vor allem aus den bevölkerungsreichsten Gemeinden Luxemburgs (u.a. Luxemburg Stadt und Esch-sur-Alzette) kommen⁸ und sich in der Mehrzahl in Ortschaften niederlassen, die nicht weiter als fünf Kilometer von der Grenze entfernt sind.⁹ Zwar ist ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung der grenznahen Kreise

noch gering,¹⁰ in einzelnen Gemeinden jedoch stellen sie fast ein Viertel der Bewohnerschaft,¹¹ was bereits darauf hinweist, dass der Zuzug aus Luxemburg zum Teil beträchtliche soziostrukturelle Veränderungen in den deutschen Grenzdörfern mit sich gebracht hat.

Abbildung 1: Untersuchungsorte im deutsch-luxemburgischen Grenzraum



Quelle: Eigener Entwurf

[Abbildung siehe Druckfassung]

Die Zuzügler aus dem Nachbarstaat behalten in der überwiegenden Mehrzahl ihren Arbeitsplatz in Luxemburg nach der Übersiedlung bei. Sie gehören damit – als von manchen Autoren so genannte „atypische Grenzgänger“¹² – zu der großen Gruppe der Personen (27.000 allein aus Rheinland-Pfalz¹³), die täglich zu ihrem Arbeitsplatz in Luxemburg fahren, stellen also eine Variante des Berufspendlerturns dar, das der ganzen Region sein ökonomisches Gepräge gibt.

Zu erwähnen ist schließlich, dass der vorliegende Fall auch im Hinblick auf die Bedeutung historisch-kultureller Faktoren besonderes Interesse verdient. Einerseits bestehen bedeutende Ähnlichkeiten zwischen der eingesessenen Bevölkerung der deutschen Dörfer und den aus Luxemburg stammenden Zuzüglern – vor allem im Bereich der Sprache, da das Luxemburgische ebenso wie die in den Dörfern gesprochene Mundart Varietäten der großen Dialektgruppe des Moselfränkischen darstellen. Andererseits aber ist die Gruppe der WohnmigrantInnen, wie erläutert, äußerst heterogen, so dass in manchen Moseldörfern, in denen inzwischen zum Teil über 30 verschiedene Nationalitäten leben, von allgemeiner kultureller Vertrautheit mit den neu Hinzugekommenen nicht mehr gesprochen werden kann. Die komplexe Zusammensetzung dieser Gruppe hat den Effekt, dass Wahrnehmungen von Differenz, Nähe und Distanz und die mit dem Thema Herkunft und Migration verbundenen Anschauungen ihre Deutlichkeit verlieren. Dies gilt auch, so unsere These, für die bestehenden Auffassungen von urbaner versus ruraler Lebensweise.

Urbanität und Ruralität

Habituelle Urbanität

Unsere Überlegungen haben das von Peter Dirksmeier entwickelte Konzept der *habituellen Urbanität* zum Ausgangspunkt.¹⁴ Mithilfe des Bourdieu'schen Habituskonzepts versucht Dirksmeier den Begriff der Urbanität von der Struktur der Stadt zu lösen und mit bestimmten Handlungskompetenzen gleichzusetzen. Die Handlungsdispositionen und Kompetenzen, die die habituelle Urbanität ausmachen, ermöglichen laut Dirksmeier den Umgang mit den drei konstitutiven Merkmalen des urbanen Lebens: Fremdheit, Individualisierung und Kontingenz. Mit dem Merkmal der Fremdheit werden bei Dirksmeier die Omnipräsenz und das Verhältnis von einander fremden Menschen in der Stadt thematisiert: „Fremdheit entwickelt sich in der Stadt zur erwartbaren Normalität.“¹⁵ Damit verbunden ist eine ontische Unbestimmtheit des Einzelnen, die einerseits Möglichkeitsräume bzw. Handlungsoptionen eröffnet und somit Wandel zulässt, andererseits einen „formalisierte[n] Umgang mit der gegenseitigen Fremdheit“ und eine „Disprivilegierung des Fremdkontaktes“ notwendig macht.¹⁶ Mit dem Begriff der Individualisierung, dem zweiten Merkmal von Urbanität, werden individueller Freiheitsgewinn, Selbstbezogenheit und die Auflösung von Gemeinschaftswerten, wie sie durch die Lebensbedingungen in modernen Gesellschaften – Wohlstandssteigerung, Mobilität, Bildungsexpansion – hervorgebracht werden, angesprochen. Insbesondere in Städten werden Individuen „aus traditionellen Sozialbeziehungen herausgelöst und verstärkt auf sich zurückgeworfen.“¹⁷ Unter Kontingenz, dem dritten Merkmal von Urbanität, versteht Dirksmeier das „Auch-anders-sein-Können“, das aus dem Zusammenspiel von Fremdheit und Individualisierung hervorgeht: „Urbanität lässt sich somit definieren als Kontingenz der Stadtgesellschaft auf der Grundlage von Individualisierung und omnipräsentem Fremdkontakt.“¹⁸ Habituelle Urbanität kann man demnach knapp beschreiben als die Gesamtheit derjenigen Dispositionen und Kompetenzen, die zur Bewältigung von Kontingenz, das heißt zur Bewältigung der die Stadt auszeichnenden Vielzahl von Wahlmöglichkeiten, befähigen.

Den Vorgang der Herausbildung eines bestimmten raumgebundenen – im vorliegenden Fall städtischen – Habitus erläutert Dirksmeier ebenfalls in Anlehnung an Bourdieu. Ausgehend von dessen Kapitalbegriff definiert er ein spezifisches „residentielles Kapital“: „a set of qualities which accumulate because of the particular relevance of a place of birth and domicile.“¹⁹ Hierbei handelt es sich nicht um eine eigenständige Kapitalkategorie, sondern um ein Gefüge aus raumgebundenen oder raumspezifischen Formen von Sozial- und Kulturkapital.²⁰ Raumgebundenes Kulturkapital ist jener Teil der verinnerlichten (*embodied*) Fähigkeiten und Dispositionen, der durch das Faktum der lokalen Herkunft oder langwährenden Residenz an einem Ort entsteht, wie z.B. Sprachkompetenzen und lokales Wissen, und dazu befähigt, bestimmte Situationen intuitiv zu deuten und angemessen zu reagieren.²¹ Die zweite Komponente des residentielles Kapitals sind raumgebundene soziale Beziehungen. Einerseits handelt es sich hier um Sozialkapital im engen Sinn, Beziehungen zu Freunden, Verwandten, Nachbarn etc., andererseits aber bezeichnet Dirksmeier, wiederum mit Verweis auf Bourdieu, auch das symbolische Kapital, das einem Ort insgesamt durch seine Einwohner verschafft wird, als residentielles Kapital.²² Urbanität ist „die Kompetenz, die einem Akteur in der Stadt akkumuliertes residentielles Kapital verleiht“.²³

Wie erwähnt, ist es Dirksmeiers Bestreben zu zeigen, dass Urbanität nicht an die Stadt gebunden ist:

„Urbanität wird habituell, da ihre Bewältigung, bzw. der Umgang mit Individualisierung und Fremdheit, tradiert über den Habitus, permanent Eingang in die Praxisformen der Akteure findet. In Form der habituellen Urbanität ist diese nun theoretisch auch jenseits der Stadt denkbar“.²⁴

Der Habitus ist durch Trägheit (*hysteresis*) gekennzeichnet, das heißt es handelt sich um langlebige Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsstrukturen, die im Falle des Umzugs in den ländlichen Raum erhalten bleiben. Dirksmeier selbst untersucht diese ‚mobile‘ Urbanität am Beispiel zweier ländlicher Gemeinden in Südbayern – Bodolz und Tegernsee – und stellt fest, dass die dortigen lokalen Traditionen durch Zuwanderung aus der Stadt Transformationen ausgesetzt sind, die bewirken, dass die „basis for residential capital erodes“²⁵. Mit anderen Worten, der Influx von Städtern hat zur Folge, dass die Grundlage der Aneignung von sozialem und kulturellem Kapital zusehends weniger verortet ist, traditionelle Netzwerke zerfallen, Dorfstrukturen – auch die architektonischen Strukturen – sich ändern.

In unserem Fall handelt es sich ebenfalls um ländliche Gemeinden, in denen bedeutende Migrationsvorgänge zu beobachten sind. Die Parallelen in den Entwicklungen sind denn auch augenfällig, etwa was die Bedenken der autochthonen Bevölkerungen bezüglich der steigenden Immobilienpreise betrifft. Ebenso offenkundig sind allerdings auch die Unterschiede zwischen den beiden Untersuchungsfeldern: Die aus Luxemburg zugezogenen WohnmigrantInnen müssen im Unterschied zu den bayrischen eine internationale Grenze überschreiten, und es handelt sich bei ihrem Haus oder ihrer Wohnung in den ländlichen Gemeinden nicht lediglich um ein Wochenend- und Feriendomizil. In den von uns untersuchten Dörfern besteht anders als in Tegernsee und Bodolz – und anders auch als in den bekannten Weinorten der Unter Mosel – keine lange Kurort- oder Tourismustradition. Wohnmigration ist hier eine relativ neue Erscheinung, deren Entstehen mit der Entwicklung des Arbeitsmarktes im benachbarten Großherzogtum zusammenhängt. Zugleich

aber handelt es sich in der Region um spezifisch komplexe Mobilitätsphänomene, bei denen man es nicht nur, wie erläutert, mit sehr unterschiedlichen Kategorien von Zuwanderern, sondern auch mit einer auffällig mobilen alteingesessenen Bevölkerung, insbesondere mit Berufspendlern, zu tun hat.

Die Dörfer entlang der Mosel im deutschen Grenzraum zu Luxemburg weisen demnach markante Unterschiede zu den südbayrischen Gemeinden auf, die sie zu möglichen Gegenbeispielen zu dem von Dirksmeier entworfenen Tableau machen. Es stellt sich daher die Frage, ob das Konzept der habituellen Urbanität auch für die Analyse der Transformationsvorgänge, die in diesem spezifischen Untersuchungsfeld zu beobachten sind, taugt. Welche Bedeutung kommt dem residentiellen Kapital angesichts der verschiedenen hier zu beobachtenden (hoch-)mobilen Lebensweisen überhaupt zu? Und verhält es sich möglicherweise so, dass habituelle Urbanität zur Akkumulierung residentiellen Kapitals in einem ländlich geprägten Dorf befähigt?

Vorwegnehmend möchten wir feststellen, dass die Ergebnisse unserer empirischen Arbeit mit Dirksmeiers Befund nicht vollständig übereinstimmen. Wir kommen vielmehr zu dem Schluss, dass der rezente Zuzug von in hohem Grade städtisch geprägten Personen und Familien zwar zu einer Urbanisierung geführt, oder richtiger, Urbanisierungsprozesse in den Untersuchungsdörfern verstärkt hat, zugleich aber auch ländliche Strukturen und Praktiken stärkt und erhält. Diese Ambiguität wirft nun allerdings für unseren Fall die Frage auf – die in der neueren sozialwissenschaftlichen Forschung seit geraumer Zeit diskutiert wird –, ob die Dichotomie rural – urban überhaupt zur Beschreibung gegenwärtiger Lebensweisen (und Siedlungsformen) taugt.²⁶

Netzwerke der Ruralität

Ist Ruralität ein überholtes Konzept? Wird mit dem Terminus lediglich eine Residualkategorie benannt, nämlich all jene Lebensformen, Siedlungsweisen und Lokalitäten, die trotz der fortschreitenden Urbanisierung (insbesondere der westlichen Welt) nicht als urban charakterisiert werden können? Eine solche Residualgröße ist das Ländliche auch bei Dirksmeier, der Urbanität mit Ruralität kontrastiert, eine positive Bestimmung aber nur für erstere gibt.²⁷ In der soziologischen und humangeografischen Forschung scheint heute weitgehend Einigkeit darüber zu herrschen, dass die Auffassung, Lokalitäten seien aufgrund von spezifischen sozialräumlichen Gegebenheiten und Prozessen als rural zu identifizieren, ausgedient hat.²⁸ Die neuere Forschung legt ihr Augenmerk weniger auf solche fassbaren Tatsachen als auf Ideen und Vorstellungen.²⁹ Man kann also von einer Wende von „rural as space“ zu „rural as representing space“ sprechen.³⁰

Als besonders interessant erscheinen uns in diesem Forschungsfeld jedoch die Arbeiten von Keith Halfacree, der ein Ruralitätskonzept entwickelt hat, das die Dichotomie von materieller versus ideationaler Auffassung zu überwinden trachtet.³¹ Halfacree spricht von „rural spaces“ oder „networks of rurality“, in denen unterschiedliche Repräsentationen – akademische und andere professionelle Diskurse sowie *lay discourses* – und soziale Praktiken in mehr oder weniger harmonischer Weise zusammenwirken. Diese „rural spaces“ beschreibt Halfacree in Anlehnung an Lefebvres Raumkonzept als dreidimensional. Sie setzen sich zusammen aus (1) den durch räumliche Praktiken bestimmten „rural localities“, (2) den

politischen und bürokratischen „formal representations“ und (3) den eher inkohärenten, individuellen und sozialen „everyday lives of the rural“.³² Als ein Beispiel für ein solches komplexes *network* erörtert er das (in Großbritannien) in den Nachkriegsjahrzehnten entstandene „productivist network“, das auf dem Modell einer „productivist agriculture“, einer produktionssteigernden, wachstumsorientierten Landwirtschaft, basierte. „Productivism“ war „the glue that consolidated a ‚structured coherence‘ [...] for rural Britain, holding economy, state and civil society together in a *relatively* stable fashion at the local level“.³³ Dieses Netzwerk war bis zur landwirtschaftlichen Produktivitätskrise der späten 1970er Jahre relativ stabil und wurde durch mehrere, zum Teil gegensätzliche „networks of rurality“ abgelöst: „super productivism“, „effaced rurality“, „radical visions“ und „rural idyll“.³⁴ Halfacrees genereller Schluss aus der Analyse der britischen Verhältnisse lautet: „Rurality [...] may be different in different places and at different times – it is irredeemably contextual [...] different ruralities may have little or nothing in common with each other.“³⁵

Im Hinblick auf unsere Forschungsfrage wäre hieraus zu folgern, dass die Dichotomie Land – Stadt ebenfalls kein generelles Konstituens von Ruralität darstellt. Halfacrees eigentliches Forschungsinteresse gilt nun allerdings vor allem dem Netzwerk „rural idyll“ und der Frage, warum die Vorstellung von ländlicher Idylle zu einer, wie er es nennt, Ressource, einem Moment von *agency*, werden konnte. Die Attraktivität der Vorstellung von ländlicher Idylle erklärt er damit, „that it reflects a concern with the character and direction taken by contemporary society [...] the ‚postmodern condition“.³⁶ Die ländliche Idylle sei eine der möglichen Antworten auf diesen Zustand: „[...] the rural is set up as an alternative universe to that of our capitalist postmodern world.“³⁷ Die „postmodern condition“ ist aber, so muss man betonen, genuin urban im oben von Dirksmeier erläuterten Sinn. Sie ist laut Halfacree gekennzeichnet durch „volatility and ephemerality of fashions, commodities, the production process, norms, and even values and ideas“³⁸, das heißt sie besteht in einer Steigerung der Erfahrung von Kontingenz, die schon zuvor die städtische Existenzweise kennzeichnete. Aus Halfacrees Analyse lässt sich demnach folgern, dass die Stadt-Land-Dichotomie auch heute zur Beschreibung bestimmter sozialer Vorstellungs- und Praxiskomplexe taugt und dass folglich auch die Charakterisierung von Habitus, von Bewertungs- und Verhaltensdispositionen durch das Begriffspaar urban – rural sinnvoll ist.³⁹

Interessant ist Halfacrees Arbeit nicht zuletzt dadurch, dass er sich auch mit den historisch-kulturellen Grundlagen der Repräsentationen des Ruralen – unter anderem der nationalen Spezifik dieser Repräsentationen – befasst. Er legt zum Beispiel dar, dass diese Repräsentationen in Großbritannien, insbesondere in England, deutlicher durch die Vorstellung von idyllischen Landschaften geprägt sind als in anderen europäischen Ländern. In unserem Fall, da wir es mit einer durch sehr komplexe Mobilitätserscheinungen geprägten Grenzsituation und dementsprechend mit einer spezifisch zusammengesetzten ruralen Bevölkerung zu tun haben, stellt sich die Frage, inwieweit hier unterschiedliche *rural imaginations* aufeinandertreffen und ob bzw. in welchem Grade sie in Diskursen unterschiedlicher Art und sozialen Praktiken wirksam werden. Dem generellen methodisch-konzeptuellen Missetand der Beschränkung der Forschung auf einzelne soziale Gruppen, das heißt der mehr oder weniger systematischen Vernachlässigung bestimmter *rural geographies*, wird durch die Betonung der historisch-kulturellen Differenzierung allerdings nicht begegnet. In Studien, die sich mit Repräsentationen des Ruralen im Zusammenhang von Migrationserscheinungen befassen, besteht im Allgemeinen die Gefahr, dass die Vorstellungen und Alltagspraktiken

der ländlichen Bevölkerung vernachlässigt werden.⁴⁰ Dieser Gefahr der Einengung der Betrachtungsweise wird in unserer Studie durch die Tatsache entgegengewirkt, dass die WohnmigrantInnen selbst zum Teil einen ausgeprägt ruralen Hintergrund aufweisen.⁴¹

Im Unterschied zu Halfacree interessieren wir uns demnach nicht nur oder nicht in erster Linie für *counterurban migrants*. Es erscheint uns im Gegenteil besonders vielversprechend, auch die Dispositionen und Praktiken jener zu untersuchen, deren Entscheidung zur Wohnortverlegung von der Idee der ländlichen Idylle offenbar nur in geringem Maße beeinflusst wurde und, grundlegender noch, deren Migration nicht notwendigerweise mit der Vorstellung von Wandel und Neuanfang, dem Wunsch nach und/oder der Angst vor Veränderung, wie sie Migrationsentscheidungen üblicherweise begleiten, einherging. Wir fragen also nach dem Niederschlag und der Funktionalität urbaner und ruraler Dispositionen bei MigrantInnen, die sich unter Umständen gar nicht als solche begreifen oder begriffen haben, da sie davon ausgingen, der Umzug werde ihr Leben nicht, jedenfalls nicht einschneidend, verändern.

WohnmigrantInnen in deutschen Grenzdörfern

Drei idealtypische Habitus

Im Folgenden werden wir einige dieser zugewanderten Personen vorstellen und an Beispielen skizzieren, wie verschieden die neuen Dorfbewohner und -bewohnerinnen hinsichtlich ihrer Dispositionen, der mit dem Wohnortwechsel verbundenen Bedürfnisse und Fähigkeiten sind. Unsere Daten entstammen narrativen Interviews mit Zugezogenen unterschiedlicher Nationalität aus vier untersuchten Grenzdörfern. In allen vier Ortschaften ist es in den vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren zu einem rapiden Bevölkerungswachstum, zur Erschließung von Neubaugebieten und damit zu einer mehr oder weniger drastischen Veränderung der Dorfstruktur gekommen. Die Orte weisen jedoch hinsichtlich ihrer Nähe zur luxemburgischen Grenze sowie ihrer Größe und infrastrukturellen Ausstattung erhebliche Unterschiede auf.

An erster Stelle präsentieren wir ein Ehepaar – Michelle und George –, das seit etwas mehr als einem Jahr in Beuren, einem sehr kleinen, sieben Kilometer von der Grenze entfernt gelegenen Dorf lebt. Die Bevölkerung Beurens ist in den vergangenen 13 Jahren von 170 auf 213 angewachsen. Inzwischen leben hier 42 offiziell gemeldete Personen luxemburgischer Nationalität, zu denen auch Michelle gehört. Außerdem findet man im Dorf eine französische Familie und zwei portugiesische Familien, einen Belgier, einen Italiener und schließlich einen Briten, nämlich Michelles Partner George.

Michelle und George haben in Beuren ein Haus in einem Neubaukomplex, bestehend aus einem Dutzend Einfamilienhäusern, gekauft. Die beiden, 50 und 60 Jahre alt, stellen ein in Hinsicht des für die Wohnortmigration relevanten biografischen Hintergrunds und der aus ihm sich ergebenden Dispositionen sehr ungleiches Paar dar. Michelle beschreibt sich als ausgesprochen sesshaft: Sie stammt aus einem luxemburgischen Dorf, hat den größten Teil ihres Erwachsenenlebens in einer sehr kleinen Stadt verbracht, wo sie mit ihrem ersten Mann einen Weinhandel betrieb. Gelegenheit zum Reisen hatte sie kaum, was sie aber nicht als Versäumnis empfindet. George lebte mit seinen Eltern in Kanada und Fernost, war

also von Kindesbeinen an ein kosmopolitischer Bewohner des britischen Empire und führte auch später als Investmentbanker ein äußerst mobiles Leben. Die beiden verkörpern also gewissermaßen in einem Ehepaar vereint die beiden Pole unseres Spektrums der Wohnmigranten und -migrantinnen: *rurale Luxemburger* und *internationale mobile Elite*. Interessant sind Michelle und George jedoch vor allem, weil sie auch prägnante Repräsentationen dessen darstellen, was man als *habituelle Ruralität* versus *habituelle Urbanität* beschreiben könnte. Auch in dieser Hinsicht besetzen sie sozusagen die entgegengesetzten Pole eines Spektrums.

Michelles Haltung zum neuen Wohnort und ihre Kontakte mit der Dorfbewölkerung basieren auf der Erfahrung von Gemeinsamkeit, die sehr bald ein Vertrautheitsgefühl erzeugt hat. Bei ihrem ersten Besuch eines Dorffestes habe sie schon nach ein paar Stunden des Zusammenseins mit der Dorfbewohnerschaft das Gefühl gehabt, immer schon im Ort gelebt zu haben. Sie hebt hervor, dass sie sich mit den Leuten auf Moselfränkisch/Luxemburgisch unterhalten könne und sogar gemeinsam mit einer alten Bäuerin sprachliche Ausdrücke aus ihrer Kindheit wiederentdeckt habe, die aus dem Sprachgebrauch schon so gut wie verschwunden seien. Michelle stößt also am neuen Wohnort auf Vertrautes; sie kann sich in der Begegnung mit der einheimischen Bevölkerung auf vorhandenes Wissen, auf das ihr in Luxemburg zugewachsene residentielle Kapital stützen, das in sprachlicher Kompetenz, aber auch in der grundlegenden Vertrautheit mit der dörflich-bäuerlichen Lebensweise, überdies in ihrer regionalen Variante, besteht.

Ganz anders dagegen George, der am neuen Ort nicht das Vertraute, sondern das Überraschende antrifft – und es auch sucht. Er schildert das Leben im Dorf als eine Reihe von Begegnungen mit Individuen, mit „characters“, die den üblichen Vorstellungen von den Leuten auf dem Land sehr wenig entsprechen – etwa der Bauer, der nach New York fährt, um ins Guggenheim Museum zu gehen. Solche Begegnungen beschreibt George als Bereicherung und Herausforderung; am neuen Wohnort eröffnet sich ihm eine ihm bis dahin unbekannte Welt von Eindrücken und Erlebnissen und eine Sphäre neuen Wissens. Mit seiner Empfänglichkeit für „challenges“, wie er es selbst nennt, verkörpert George eine spezifische Variante von Urbanität oder urbanem Habitus, eine, wenn man so will, positive Realisierung der Normalität von Fremdheit, deren Wirkung auf die ruralen sozialen Strukturen gerade nicht erosiver Natur ist, sondern im Gegenteil zu ihrer Stärkung und teilweisen Neuformierung beiträgt. In Michelle und George haben wir demnach zwei Beispiele vor Augen, die zeigen, dass der Zuzug von WohnmigrantInnen keineswegs unvermeidlich zum Obsolet-Werden des lokalen residentielle Kapitals führt: Während Michelle von vornherein und für jedermann ersichtlich im Besitz des entsprechenden kulturellen Kapitals gewesen ist, ist es George innerhalb kürzester Zeit gelungen, individuelle Beziehungen zu knüpfen, die ihm soziales residentielles Kapital verschaffen. Besonders augenfällig zeigt sich dies in der Tatsache, dass er inzwischen – ein knappes Jahr nach dem Interview – zum stellvertretenden Ortsvorsteher seines Dorfes gewählt wurde. Die Dispositionen von Michelle und George sind zwar sehr unterschiedlich, in mancher Hinsicht geradezu konträr, doch befähigen sie gleichermaßen dazu, am sozialen Leben des Dorfes teilzunehmen und auf diese Weise die dörflichen Formen von Geselligkeit und Gegenseitigkeit zu bewahren und zu erneuern.

Michelle und George lassen zwei unterschiedliche idealtypische Begegnungen mit Ruralität sichtbar werden: Michelle kommt dem, was als *rurale Familiarität* bezeichnet werden könnte, nahe, George dagegen dem Typus *rurale Soziabilität*. Unsere empirischen Daten

legen allerdings die Statuierung mindestens eines weiteren Typus nahe. Auch dieser soll mit Hilfe eines Beispiels präsentiert werden. Anne-Marie ist vor knapp anderthalb Jahren mit Ehemann und kleiner Tochter in das an der Mosel, unmittelbar an der Grenze zu Luxemburg gelegene Wincheringen gezogen. Der Ort ist deutlich größer als Beuren, ist ein sogenanntes Mittelzentrum, das neben Grundschule und Kindergarten auch zwei Bankfilialen, eine Arztpraxis, einen kleinen Supermarkt, zwei Bäcker und verschiedene andere Läden aufzuweisen hat. Die Bevölkerung Wincheringens wuchs zwischen 2000 und 2011 von 1.149 auf 1.565 Personen an, wobei hier inzwischen Angehörige von 33 Nationalitäten leben. Die 194 luxemburgischen Staatsangehörigen stellen 2011 – wie in Beuren – die größte Gruppe unter der ausländischen Einwohnerschaft.

In den vergangenen 15 Jahren sind in Wincheringen mehrere Neubaugebiete entstanden, darunter ein durch einen isländischen Investor realisierter sogenannter *family park* – eine hoch über der Mosel und oberhalb des Dorfes gelegene Siedlung, bestehend aus dreihundert relativ kostspieligen Parzellen, die inzwischen zu einem beträchtlichen Teil mit entsprechend luxuriösen Einfamilienhäusern bebaut sind. Eines der Häuser, mit direktem Moselblick, bewohnt Anne-Marie. Sie und ihr Mann sind nicht aus Luxemburg, sondern aus einer deutschen Großstadt, wo sie mehrere Jahre gelebt und gearbeitet haben, zugezogen; die Wohnortverlegung war allerdings mit einem Arbeitsplatzwechsel nach Luxemburg verknüpft. Anne-Marie ist wie George im Finanzmanagement tätig, befindet sich jedoch noch relativ am Anfang ihrer beruflichen Karriere. Sie beschreibt denn auch den Umzug aufs Land als das Ergebnis wohldurchdachter Abwägung von beruflichen und anderen Erfordernissen und die getroffene Wahl als ideale Verbindung von Stadt und Land, von urbanen Möglichkeiten und Naturnähe. Urbanität bedeutet für Anne-Marie vor allem auch Internationalität, die Möglichkeit der Begegnung mit neuen und unterschiedlichen Menschen, ein Zug, den sie nicht nur an ihrem Arbeitsort, der Stadt Luxemburg, schätzt, sondern auch am neuen Wohnort, dem Neubaugebiet im Moseldorf Wincheringen, wo Leute aus aller Herren Länder lebten und allmählich miteinander bekannt würden. Sie selbst beschreibt Anne-Marie als „Netzwerkerin“, auch der Kontakt zu den neuen Nachbarn, in der Mehrzahl junge, ebenfalls in Luxemburg arbeitende Eltern, falle ihr leicht. Deren Lebenserfahrungen, Lebensplanungen und Orientierungen – Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft etc. – seien den ihren sehr ähnlich. Der neue Wohnort biete ihnen gemeinsam ein ruhiges und sicheres Umfeld für ihre meist noch kleinen Kinder sowie auch einen Kindergarten mit umfassender und überdies mehrsprachiger Betreuung.

Diese knappe Skizze mag ausreichen, um die Konstruktion des dritten Idealtypus zu begründen, den wir in Anlehnung an Halfacree *new rural idyll* nennen möchten. In der Beschreibung ihrer raumgebundenen Bedürfnisse und Möglichkeiten nimmt Anne-Marie kaum Bezug auf ihr residentielles Kapital – obwohl sie, wie hier nicht näher dargelegt, über ein solches in hohem Grade verfügt, da sie enge familiäre Bindungen nach Wincheringen hat. Anne-Maries urbane Dispositionen treten angesichts dessen umso deutlicher hervor. Sie identifiziert sich emphatisch mit den oben skizzierten Merkmalen des städtischen Lebens, wenn sie ihre individuelle, von den dörflichen Mustern abweichende Lebensplanung hervorhebt, sich als Netzwerkerin bezeichnet, das heißt als eine Person, die mit Fremdheit umzugehen versteht, indem sie partikulare und funktionale Beziehungen knüpft. Insgesamt unterstreicht Anne-Marie nicht so sehr die seit ihrer Kindheit vorhandenen lokalen Beziehungen und kulturellen Kenntnisse, sondern vielmehr die spezifischen Fähigkeiten und Be-

dürfnisse, die sie mit den Nachbarn im Neubaugebiet verbinden. An dörflichen Aktivitäten beteiligen sich Anne-Marie und ihr Mann, in deutlichem Kontrast zu Michelle und George, nur selten und mit geringem Engagement.

Habitus und residentielles Kapital

Ausgehend von unseren empirischen Daten haben wir drei idealtypische Habitus konstruiert und zunächst am Beispiel zweier Interviewpartnerinnen und eines Interviewpartners, die jeweils einem Idealtyp besonders nahe kommen, illustriert. Diese Typen haben wir *rurale Familiarität*, *rurale Soziabilität* und *new rural idyll* genannt. Wir legen also nicht eine einfache Dichotomie rural – urban zugrunde, sondern gehen davon aus, dass die urbane Disposition in zwei Varianten erscheint, der *ruralen Soziabilität* und dem *new rural idyll*. Diese Unterscheidung ist notwendig, da die beiden Varianten im ländlichen Lebenskontext deutlich verschiedene soziale und kulturelle Praktiken und Formen der Integration hervorbringen und somit auch auf unterschiedliche, ja entgegengesetzte Weise auf die ländlichen Sozialstrukturen einwirken, indem sie diese im einen Fall schwächen, im anderen Fall dagegen zu ihrer Erhaltung und Erneuerung beitragen.

Die drei Idealtypen bilden die theoretischen Eckpunkte eines als Dreieck darstellbaren Kontinuums möglicher Einstellungen und Verhaltensweisen. In dem so gebildeten Feld können die 46 von uns interviewten Wohnmigranten und -migrantinnen hinsichtlich ihrer individuellen Dispositionen und Praktiken situiert werden, so dass sich Tendenzen, wenn man so will, Kräfteverhältnisse, erkennen lassen. Die Kategorien *rurale Familiarität*, *rurale Soziabilität* und *new rural idyll* bilden demnach einen analytisch-heuristischen Rahmen, der es erlaubt, die realen Personen im Hinblick auf ihre Einstellungen zum neuen Wohnort und ihre residentiellen Bedürfnisse und Verhaltensweisen zu vergleichen. Die graphische Darstellung (Abbildung 2) hat den Zweck, anschaulich zu machen, dass die sehr heterogene Gruppe der Zugezogenen hinsichtlich der urbanen und ruralen Dispositionen drei mehr oder weniger deutliche Cluster bildet. Diese Aggregation geht mit Unterschieden in der potentiellen Einwirkung auf die Entwicklung der lokalen Struktur einher.

Rurale Familiarität

Dirksmeier geht in seiner Bestimmung des Begriffs der habituellen Urbanität nicht auf das mögliche Gegenstück, die habituelle Ruralität ein und verwendet auf diese Weise ein Konzept von Ruralität, das rein negativ, das heißt durch das Fehlen bestimmter Handlungsdispositionen und Fähigkeiten, die die Bewältigung des Alltags im urbanen Raum erfordert, bestimmt ist. Diese Art der Kennzeichnung des Ländlichen durch eine kontrastierende Bezugnahme auf die Merkmale der Stadt taucht auch in den Interviews auf, hat hier jedoch nicht selten die Funktion der Distanzierung von diesen Merkmalen. Besonders häufig begegnet eine derartige Distanzierung in der Selbstbeschreibung von Personen, die vor dem Umzug in kleinstädtischen Verhältnissen gelebt haben und noch auf direkte familiäre oder lebensgeschichtliche Bindungen zur ruralen Welt verweisen können. Sie unterstreichen die negativen Seiten der urbanen Welt: Verkehr, Hektik, Kriminalität, die wachsende Zahl fremder und ausländischer Nachbarn und

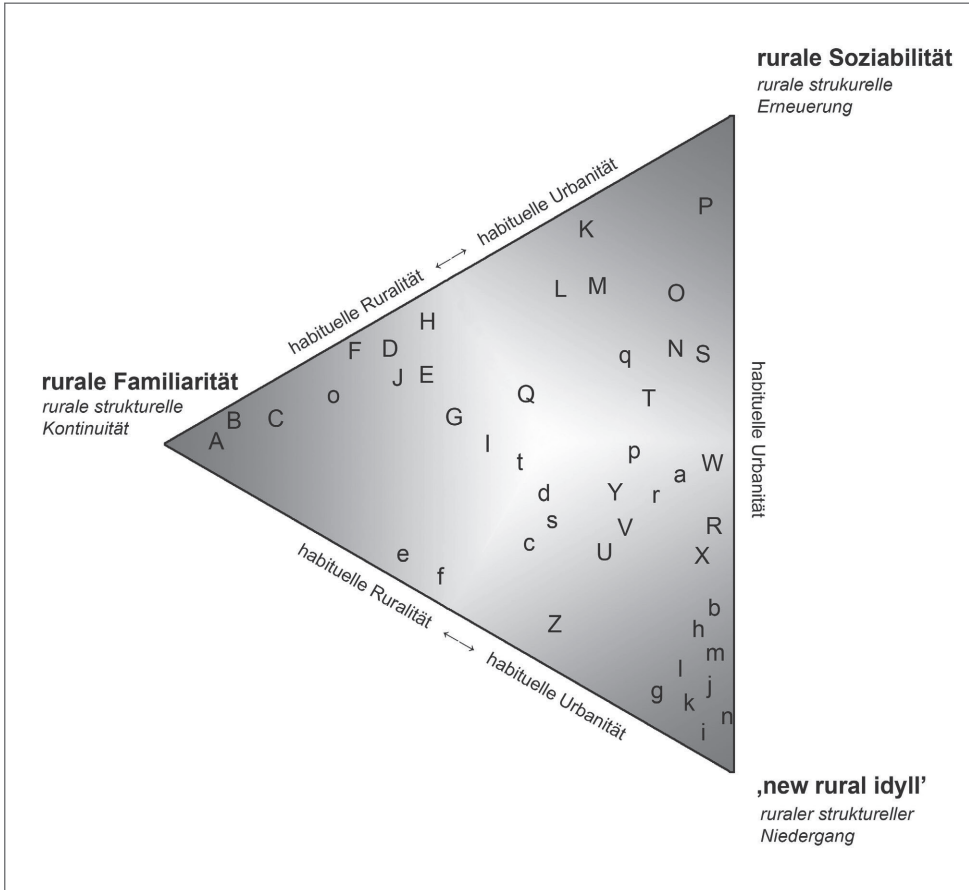
die generelle Distanziertheit und Anonymität (D, E, F, G, U, V, c, d). In diesen Fällen kann man von einer Überforderung durch die urbanen Lebensumstände oder, um Bezug auf Dirksmeiers Begrifflichkeit zu nehmen, von mangelnder Kontingenzbewältigung sprechen.

Neben dieser negativen Bestimmung der Ruralität als Abwesenheit von Urbanität lässt sich aber auch, wie bereits am Beispiel von Michelle erläutert, eine Form aufzeigen, die sich durch spezifische ländliche Handlungsdispositionen, Fähigkeiten und Wahrnehmungen auszeichnet. In den Berichten von der Ankunft und dem Sich-Einleben am neuen Ort, die Personen dieses Habitus-Typs geben, spielt das Moment der kulturellen Gemeinsamkeit eine große Rolle. Diese Fundierung gibt sich in Schilderungen von – oft in überraschendem Grade – Bekanntem und Vertrautem und der Erfahrung von Gleichgesinntheit mit der lokalen Bevölkerung, das heißt der Übereinstimmung der Orientierungen und Wertmaßstäbe, zu erkennen (B, C, D, F, H). Das Gefühl der Zugehörigkeit entsteht in diesen Fällen nicht erst als Resultat von Integrationsbemühungen, etwa eines Vereinsbeitritts, sondern die betreffenden Personen erleben sich vielmehr bereits bei den ersten Begegnungen als zugehörig, haben das Gefühl, mit den Alteingesessenen „auf einer Wellenlänge“ zu sein. Ein bedeutender Faktor hierbei ist die sprachliche Gemeinsamkeit, nämlich die Nähe des Luxemburgischen zu dem moselfränkischen Dialekt, der auf der deutschen Seite der Grenze gesprochen wird (A, B, C, D, E, F, G, H, I, e, f). Allerdings wird diese Sprachgemeinschaft nicht von allen zugezogenen Personen mit luxemburgischer Staatsangehörigkeit akzeptiert und sozusagen als residentielles kulturelles Kapital genutzt. Einige ziehen es vor, sich mit den Nachbarn am neuen Wohnort auf Hochdeutsch zu unterhalten: Sie vermeiden den Gebrauch des – ihnen als Hochsprache geltenden – Luxemburgischen und wirken dadurch dem Eindruck seiner Gleichartigkeit mit dem ländlichen Dialekt entgegen, der durch die mühelose Verständigung entstehen könnte (Y, c, d, p).

Ein wichtiges Element von Ruralität ist das Faktum des allseitigen Bekanntseins, des von jedermann Gekannt-Werdens und einen jeden Kennens – des Gegenteils also von städtischer Anonymität. Auch bei diesem Zug geht es nicht nur darum, das negative Charakteristikum der Nicht-Urbanität zu konstatieren – mangelnde Bewältigung von Fremdheit –, sondern es liegen auch spezifische, seine Voraussetzung bildende Dispositionen und Fähigkeiten vor. Die Interviews zeigen, dass dem eigenen unmittelbaren Lebensraum, also Haus und Garten, in diesem Zusammenhang eine wichtige Funktion zukommt. Diejenigen InterviewpartnerInnen, die das ubiquitäre Bekanntsein akzeptieren und auch anstreben, beschreiben das eigene Haus nicht als privaten Rückzugsort, sondern als Medium der Zugehörigkeit zum Dorf, als einen Ort, an dem und durch den soziale Beziehungen hergestellt, gepflegt und symbolisiert werden (A, B, C). Die Renovierung und Instandhaltung eines alten Bauernhauses etwa betrachten dessen neue BewohnerInnen zwar als Erfüllung eines persönlichen Lebensraums, aber ebenso sehr auch als einen Beitrag zur gemeinschaftlichen Gestaltung des gesamten Ortes – eine Leistung, die von der Dorfgemeinschaft auch in dieser Weise aufgefasst und honoriert werde (B, C).

An der Gestaltung des Heims haben überdies, wie mehrfach beschrieben, die Nachbarn und neuen Bekannten durch tätige Mitarbeit, Ausleihen von Geräten und Maschinen etc. unmittelbar partizipiert. Arbeiten am Haus und Garten bieten die Gelegenheit, gegenseitige Hilfe zu praktizieren, wie sie die ländlichen Sozialstrukturen nach wie vor kennzeichnet. Beim Bau oder der Renovierung eines Hauses können die Zugezogenen ihre Befähigung zu dieser Art von Austausch unter Beweis stellen und sich als mögliche Tauschpartner ins Spiel bringen (B, C, H, I, d).

Abbildung 2: Feld der Habitus



Quelle: Eigener Entwurf

Die Selbstverständlichkeit, mit der man andere um Hilfe bittet und selbst Hilfe akzeptiert, das heißt die Bereitschaft und Fähigkeit, in Beziehungen generalisierter Reziprozität einzutreten, stellen ganz allgemein gesprochen ein Element des ruralen Habitus dar. Eine Intensivierung dieser Spezifik zeichnet, wie in einigen der Interviews deutlich wird, die Bereitschaft aus, in bestimmten Bereichen körperliche Arbeit zu leisten. Sie eröffnet den Zugang zur dörflichen ‚Arbeitsökonomie‘. Wer etwa seinen Garten selbst anlegt, anstatt dies einer Firma zu überlassen, hat Gelegenheit, Hilfeleistungen durch andere DorfbewohnerInnen zu erbiten und bringt dadurch auch Wertschätzung dieser Arbeit zum Ausdruck.⁴²

Eine weitere Facette des ruralen Habitus lässt sich bei einigen der interviewten Personen darin erkennen, dass sie am neuen Wohnort ohne eigentlichen Anlass und absichtslos „unter die Leute“ gehen – zum Sportplatz, ins Lokal, zu Alteingesessenen, wenn sich die Gelegenheit bietet (A, F, H). Sie sind mit den dörflichen Gepflogenheiten vertraut, weshalb es ihnen mehr oder weniger mühelos gelingt, Zugang zum dörflichen öffentlichen Raum zu finden und weiteres spezifisches Ortswissen zu erlangen. Die Strukturierung des länd-

lichen öffentlichen Raumes, der sich dadurch auszeichnet, dass die Grenzen zum privaten undeutlich sind, begünstigt dieses Verhalten – muss allerdings auch verstanden und akzeptiert werden.

Insgesamt wird in den erwähnten Interviews deutlich, dass ein rural geprägter Habitus zur Aneignung und Akkumulation des spezifisch ländlich verorteten Kultur- und Sozialkapitals befähigt. Und sie lassen erkennen, dass Sprachgemeinschaft, gegenseitige Hilfe und Ortswissen auch insofern als ländliche Formen des residentiellen Kapitals charakterisiert werden können, als sie nicht nur individuelle Beziehungen begründen, sondern den Zugang zu einem Kollektiv, das heißt die Mitgliedschaft in der Dorfgemeinschaft, befördern.

Rurale Soziabilität

George wurde vorgestellt, um einen Typus zu illustrieren, der zwar durch habituelle Urbanität zu charakterisieren ist, sich jedoch gerade dank seiner urbanen Handlungsdispositionen und Kompetenzen ins ländliche Leben einzufügen versteht, residentielles Kapital erwirbt und dazu beiträgt, die ruralen Strukturen zu erhalten oder neu zu beleben. In unserem Sample finden wir etliche andere WohnmigrantInnen, die diesem Idealtyp nahekommen. Sie nehmen sehr aktiv am Dorfleben teil (K, M, O, P, Q), engagieren sich in Vereinen und in ihrer direkten Nachbarschaft. Auch wenn ihnen die Gepflogenheiten des Dorfes nicht im Vorhinein bekannt waren, finden sie sich doch ohne größere Schwierigkeiten in sie hinein und lernen, wie man teilnimmt: was man etwa bei einem Dorffest hinter einem Weinstand zu tun hat oder wie man in angemessener Weise an Familienfesten teilnimmt. In den Interviews mit diesen Zugezogenen finden sich konkrete Schilderungen dieses Lernprozesses und Beschreibungen der mittels Partizipation an bestimmten dörflichen Aktivitäten bewusst und zielstrebig verfolgten Integration.

Im Vergleich zu Personen, die sich eher durch habituelle Ruralität auszeichnen und ihre Aufnahme in die Dorfgemeinschaft als mühelosen Vorgang schildern, sind diejenigen, die näher am Scheitelpunkt *rurale Soziabilität* platziert sind, eher geneigt, die Teilnahme am Dorfleben als Herausforderung und zum Teil auch als Anstrengung zu kennzeichnen. Zwar wird Integration auch hier als Selbstverständlichkeit behandelt, jedoch nicht im Sinne einer natürlichen und intuitiven Annäherung, sondern als Notwendigkeit, als etwas, das auf jeden Fall geleistet werden muss. Die Alteingesessenen dürfen aktive Integrationsbemühungen erwarten; diese ist man aber auch sich selbst und nicht zuletzt den eigenen Kindern schuldig.

Die Beschreibung der dörflichen Nachbarschaft und des Vereinslebens als neue und positive Erfahrungen kann in diesen Fällen als ein Ausdruck von Urbanität, von Offenheit gegenüber dem Fremden und, in diesem Sinne, auch als eine Form der Kontingenzbewältigung, die im ruralen Kontext möglich ist und opportun erscheint, interpretiert werden. Diese Zuwanderer verstehen es darum auch, die Beteiligung an einem Dorffest als einen Ausdruck von Individualität zu erleben, als eine Situation, in der jeder persönliche Fähigkeiten zur Geltung bringen und auf diese Weise zu Veränderungen beitragen kann (J, K, W). Ein deutlicher Unterschied zu den eher ländlich geprägten Personen besteht in der andersartigen sozialen Rahmung, die sie ihren eigenen Leistungen geben. Sie berichten von Vereinsaktivitäten, Beitragen zu Kindergarten- oder Schulfesten und dergleichen. Das eigene Haus dagegen erscheint in diesen Interviews nicht als ein Ort, an dem die Zugehörigkeit

zum Dorf erlebt und befördert wird, etwa durch die sozialen Kontakte, die bei der Instandhaltung und Pflege des Hauses möglich sind, oder den symbolisch-ästhetischen Wert des Hauses als Beitrag zur Gestaltung des Dorfes.

Wie am Beispiel von George bereits illustriert, eröffnet die Wahrnehmung der ländlichen Strukturen und Lebensweisen als Bereicherung auch urban geprägten WohnmigrantInnen die Möglichkeit, sich residentielles soziales Kapital anzueignen. Im Unterschied zu den dem Typus *rurale Familiarität* zugehörigen Zuzüglern verfügen sie nicht über vorhandenes ortsgebundenes Kapital und sind daher genötigt, soziale Kontakte und Netzwerke auf andere Weise, durch Vereinszugehörigkeit und tätigen Einsatz für dörfliche Angelegenheiten und Projekte, aufzubauen. Ein Bereich, in dem diese Art der Integration und der Akkumulierung von sozialem Kapital besonders deutlich sichtbar wird, ist der der Kinderbetreuung. Dies hängt unter Umständen damit zusammen, dass etliche der Interviewten, die dem Typus *rurale Soziabilität* nahekommen, als Ehepaare mit kleinen Kindern zu einer Zeit zugezogen sind – ca. 15 Jahre zurückliegend –, zu der es in den Dörfern noch keine Ganztagskindergärten gab. Anders als die Alteingesessenen stand ihnen Hilfe durch andere Familienmitglieder, insbesondere die Großeltern, nicht zur Verfügung. Die Schaffung einer organisierten Kinderbetreuung im Dorf war für sie daher ein Punkt von vordringlichem Interesse. Aktivitäten dieser Art werden von den Befragten jedoch nicht nur wegen des unmittelbaren Nutzens unterhalten, sondern ausdrücklich auch als eine Möglichkeit des Zugangs zu sozialen Kontakten und lokalem und regionalem Wissen beschrieben. Dies letztere trifft natürlich in besonderem Maße auf die dörflichen Feste zu. Für viele stellt daher die regelmäßige und mehr oder weniger aktive Teilnahme an Kirmes, „Kellertagen“, Karneval etc. eine Selbstverständlichkeit dar, so dass der lokale Festkalender ein Faktor ist, der die individuelle und familiäre Jahresplanung dieser immigrierten Personen wesentlich mitbestimmt.

New Rural Idyll

Nachdem mit dem Typus *rurale Familiarität* die in Dirksmeiers Arbeit zu Südbayern abwesende habituelle Ruralität vorgestellt und in einem zweiten Schritt dargelegt wurde, dass ein urban geprägter Habitus durchaus zur aktiven Beteiligung am Dorfleben befähigen kann, soll nun abschließend der dritte Idealtyp erläutert werden. Am Beispiel von Anne-Marie ist bereits deutlich geworden, dass die als *rurale Soziabilität* bezeichnete Realisierung von Urbanität keineswegs von allen urbanen WohnmigrantInnen praktiziert wird. Ein bedeutender Teil von ihnen ist eher in der Nähe des dritten Scheitelpunktes, des Typus *new rural idyll*, zu platzieren und kann mit sozialen Prozessen identifiziert werden, die mehr oder weniger der von Dirksmeier beobachteten Urbanisierung durch Zuzug von habituell urbanen Personen entsprechen.

Wir nennen diesen Idealtyp *new rural idyll*, da er, im Gegensatz zu der von Halfacree beschriebenen *rural idyll*, nicht durch eindeutige Abkehr vom urbanen Leben bestimmt ist, sondern, wie bei Anne-Marie sehr deutlich wurde, auf die Verknüpfung von urbanem und ländlichem Leben abzielt, Elemente der Stadtflucht, der eigentlichen *rural idyll*, mit einer hochmobilen urbanen Lebensweise zu verbinden trachtet. Die meisten Personen, die diesem Idealtypus nahe kommen, haben kleine Kinder, und ihr Umzug aufs Land war nicht

zuletzt durch den Wunsch motiviert, die Kinder vor den Gefahren der Stadt zu schützen, sie in einer ruhigen und gesunden Umgebung aufwachsen zu lassen und ihnen die Möglichkeit zu geben, eine Beziehung zur Natur zu entwickeln (X, i, l, m, n, r). In den Interviews wird explizit und ausführlich über die Folgen der Wohnortverlagerung für die Planung des familiären Alltags berichtet (W, X, g, h, j, k, l, m, n, r). Ein wichtiges Moment dieser Planung ist jedoch, den Zugang zu den urbanen Chancen und Angeboten zu erhalten, auch wenn diese wegen der veränderten Lebensumstände nicht mehr dieselbe Bedeutung besitzen, nicht mehr im selben Maße genossen werden wie früher (W, X, i, j). In den Interviews wird daher viel über die Verkehrsanbindungen und das Management der alltäglichen Mobilität gesprochen, mit dem man sich bemüht, die Erhöhung des Zeitbedarfs für die Fahrten in die Stadt Luxemburg möglichst gering zu halten.

Zugezogene, die in der Nähe des Idealtyps *new rural idyll* zu verorten sind, schildern ihren Umzug als geglückte Vereinigung der Annehmlichkeiten der Stadt – reiches Kulturangebot, Abwechslung, Internationalität – mit denen des Landes – mit weitem Raum, Ruhe und pittoresker Landschaft. Es ist daher erklärlich, dass diese Personen sich nicht im Dorf lokalisieren, sondern einerseits in dem umfassenderen, durch ihre grenzüberschreitende Mobilität geschaffenen überlokalen Raum und andererseits in der engen Sphäre des von ihnen bewohnten Neubaugebiets, wo sie auf andere Vertreter der *new rural idyll* treffen, die wie sie mobil sind oder zu sein versuchen. Soziale Kontakte konzentrieren sich auf die unmittelbare Nachbarschaft; die Gemeinschaftlichkeit basiert auf einer ihnen gemeinsamen kulturellen Offenheit und kosmopolitischen Einstellung (g, i, j, k, l, r, n).

Die rurale Urbanität in diesen neu entstandenen lokalen Entitäten wird von der Bewohnerschaft des oben erwähnten Neubaugebiets in Wincheringen besonders nachdrücklich als Qualitäts- und Distinktionsmerkmal hervorgehoben (g, i, j, k, l, m, n). Der sogenannte *family park*, privilegiert schon durch seinen grandiosen Ausblick auf das Moseltal, bietet seiner Bevölkerung eine bemerkenswerte infrastrukturelle Versorgung, insbesondere einen Kindergarten mit erstklassigem Service, der – um die neu-rurale Idylle komplett zu machen – aus dem alten Teil des Ortes ins Zentrum des Neubaugebietes verlegt wurde.⁴³

Urbanität bedeutet auch bei den Vertretern des *new rural idyll* die Fähigkeit zur Kontingenzbewältigung, vom Dorf geht jedoch für sie keine *challenge* aus. Die Besonderheiten des ruralen Lebens stellen keine Herausforderung und mögliche Bereicherung dar, höchstens insofern, als sie besondere Planungsanstrengungen notwendig machen. Daher wird eine aktive Teilnahme am lokalen Vereinsleben nicht angestrebt. Die Bemühungen um Integration in die Dorfgemeinschaft beschränken sich, soweit es sie überhaupt gibt, auf den punktuellen Besuch von Dorffesten (Y, i, j, k). Hinweise auf residentielles Kapital tauchen in diesen Interviews bedeutend seltener auf, so dass angenommen werden kann, dass ortsgebundenes kulturelles und soziales Kapital der ländlichen Variante, wie gegenseitige Hilfeleistung und spezifisches Ortswissen, keinen hohen Stellenwert besitzen, sein Erwerb nicht als notwendig und sinnvoll erachtet wird. Der neue Wohnort wird tendenziell eher als ein Ort beschrieben, an dem man von dem Akkumulationsdruck, wie er in der Stadt in Bezug auf den symbolischen Wert von Konsumgütern empfunden wird, frei ist. Auch in diesem Bekenntnis kann man einen Niederschlag der Vorstellung von ländlicher Idylle, wie sie von Halfacree untersucht wurde, erkennen, wenn sie auch in vielen Fällen angesichts der Größe und Ausstattung der Häuser und der davor geparkten Fahrzeuge beinahe als Selbstironie aufgefasst werden könnte.

Habitus und struktureller Wandel

Wir wollen die Darstellung der Habitusvarianten mit der Frage abschließen, inwieweit die Verteilung der Interviewten in dem beschriebenen Feld, also die hier zu konstatierende Gruppenbildung, mit strukturellen Gegebenheiten und beobachteten Entwicklungen in Zusammenhang steht. Die Durchsetzung habituellder Urbanität kann dort, wo sie zu beobachten ist, nicht zur Gänze als ein von außen, durch urbane WohnmigrantInnen – oder allgemeiner gesprochen, durch die funktionale Überlegenheit der entsprechenden Kompetenzen und Praktiken – induziertes Phänomen begriffen werden, sondern es muss auch in Betracht gezogen werden, welche strukturellen Beeinflussungsfaktoren vorliegen könnten. Vereinzelt Hinweise auf solche Faktoren sind bereits in der Präsentation der Interviewdaten aufgetaucht.

Unsere Studie zeigt, dass der Grad der Durchsetzung urbaner Dispositionen in hohem Maße durch die kommunalen und regionalen Dorfentwicklungsplanungen, die unter anderem die Größe der Neubaugebiete und die infrastrukturelle Ausstattung der Gemeinden festlegen, beeinflusst wird. Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang im Fall des Dorfes Wincheringen. Das dort vor wenigen Jahren entstandene, ungewöhnlich große Neubaugebiet macht bereits durch seinen Namen deutlich, dass hier an eine bestimmte Bewohnerschaft gedacht ist: Ein *family park* ist etwas für junge Familien internationaler Herkunft. Die exponierte Lage des Wohngebiets und die mit ihr verbundenen hohen Baulandpreise, seine Ausstattung, insbesondere die Qualität des in den *family park* integrierten Kindergartens, auch die ursprünglich geplanten, aus finanziellen Gründen aber nicht mehr realisierten Freizeitangebote wirken sämtlich dahin, eine zwar national diversifizierte, ansonsten aber homogene, nämlich junge, berufstätige und relativ wohlhabende Bewohnerschaft anzuziehen, die sicher sein kann, hier ihre urbanen Bedürfnisse erfüllt zu finden. Die meisten der von uns interviewten Personen, die im Wincheringer *family park* wohnen, kommen denn auch dem Idealtypus *new rural idyll* sehr nahe (g, i, j, k, l, m, n, r). Die relative Isolation dieser jungen Familien liefert, neben anderen Faktoren, eine Erklärung dafür, dass das dörflich-ländliche Leben nur in sehr begrenzter Weise überhaupt in ihren Horizont tritt. Sie bleiben in der Siedlung weitgehend unter sich, kommen dort weder mit der alteingesessenen Dorfbevölkerung zusammen noch mit älteren WohnmigrantInnen, deren Bedürfnisse und Gewohnheiten sich von den ihren deutlich unterscheiden und häufig eine eher rurale Prägung zeigen.

Unsere Daten zeigen aber auch, dass bestimmte generelle gesellschaftliche Veränderungen ebenfalls den Effekt der Verfestigung urbaner Dispositionen haben bzw. zum Obsoletwerden ruraler Dispositionen und Verhaltensweisen beitragen. Die beiden Cluster *rurale Soziabilität* und *new rural idyll* markieren in gewissem Grade einen Generationenbruch, dessen historisch-strukturelle Grundlagen vor allem in den Schilderungen zum Thema Kinderbetreuung deutlich wurden. Die Veränderung des Arbeitsmarktes und mit ihr einhergehend die zunehmende Vereinbarkeit von Beruf und Familie, das heißt die mehr oder weniger durchgehende öffentliche Betreuung der Kinder, wirken, wie an unseren Beispielen deutlich wird, auch dahin, dass rurale Soziabilitätsformen und habituelle Dispositionen verschwinden oder jedenfalls nicht befördert werden. Für die erste, heute zwischen 45 und 50 Jahre alte Generation von zugezogenen Eltern (insbesondere Müttern), die sich zu einem großen Teil in dem durch *rurale Soziabilität* geprägten Cluster findet (J, K, M, N, O, q), stell-

te die Mitgestaltung der Kinderbetreuung ein wichtiges Element des ländlichen Gemeinschaftslebens dar. Die jungen Mütter, die damals zwar zumeist in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder zuhause blieben, dann jedoch (bis auf zwei Ausnahmen) berufstätig waren, berichten sowohl von ihrem Engagement für den Kindergarten – bei der Organisation von Festen, Wandertagen etc. – als auch von der gegenseitigen Hilfestellung und eigenständigen Organisation der Kinderbetreuung, die aufgrund der noch mangelhaften öffentlichen Leistungen notwendig war. Dagegen stellt für etliche Vertreter der zweiten Generation von Eltern, zwischen 35 und 45 Jahre alt, die dem Typus *new rural idyll* nahekommen, die Kinderbetreuung einen Service dar, der selbstverständlich in Anspruch genommen wird. Die Notwendigkeit der aktiven Beteiligung an der gemeinschaftlichen Organisation der Kinderbetreuung ist für die Mitglieder dieser Generation nicht länger gegeben, und diejenigen jungen Mütter des Typus *new rural idyll*, die entsprechende Leistungen dennoch erbringen, lassen in ihren Schilderungen erkennen, dass sie ihr Engagement nicht als eine Form der Gegenseitigkeit und als Erwerb von sozialem Kapital erleben und verstehen, sondern als eine Gelegenheit zum selbstbezüglichen *enactment* aktiver Elternschaft.

Abschließend ist festzuhalten, dass diese Hinweise auf strukturelle Veränderungen, die rurales residentielles Kapital zum Teil unerreichbar und andererseits überflüssig machen, die Frage offen lassen, ob die hier beschriebenen Dispositionen und vor allem die Fähigkeit zu ihrer graduell unterschiedlichen Verknüpfung eventuell noch in anderer Weise mit Generationsunterschieden zusammenhängen. Die dargestellte Clusterbildung deutet auch darauf hin, dass das Interesse an ruralen Praktiken und an Erwerb und Akkumulierung ruralen Kapitals in den verschiedenen Lebensphasen unterschiedlich ausgeprägt sein könnte. Eine synchrone Studie kann hierüber nur unzureichend Auskunft geben. Es bleibt also abzuwarten, welche Bedürfnisse und Kompetenzen die Vertreter der *new rural idyll* in zehn oder zwanzig Jahren, wenn die berufliche Karriere und die Kinder sie allmählich weniger in Anspruch nehmen, entwickeln werden.

Schluss

Unsere Analyse hat gezeigt, dass die Einstellungen und Verhaltensweisen der Wohnmigranten und -migrantinnen mit dem einfachen Gegensatzpaar urban – rural nur unzureichend gekennzeichnet wären. Die individuellen Habitus sind nicht auf einer Achse zu situieren, sondern, wie die graphische Darstellung anschaulich macht, in einem dreipoligen Feld, das ein Kontinuum der möglichen Verbindungen von ruralen Dispositionen und Praktiken mit urbanen umfasst. Deutlich wurde ebenfalls, dass ein solches nicht-dichotomes Verständnis von Urbanität und Ruralität und eine entsprechende Analyse der ländlichen Entwicklungsprozesse zur Voraussetzung haben, dass Ruralität positiv bestimmt, nicht lediglich als ein Mangel an Urbanität verstanden wird.

Damit kommen wir zum Schluss noch einmal auf Halfacrees Konzept der *networks of rurality* zurück, das Strukturen, Alltagserfahrungen und -praktiken und öffentliche Diskurse miteinander verbindet – oder allgemeiner, mit dem der Autor die Gegenüberstellung von materieller und ideationaler Auffassung von Ruralität zu überwinden versucht. Die in den Idealtypen zur Anschauung gebrachten Habitus-Varianten können als Elemente – und zugleich Resultate – solcher unterschiedlicher Netzwerke von Ruralität verstanden, das heißt

in ihrer Verbindung mit räumlichen Praktiken und Strukturen sowie bestimmten formalen Repräsentationen betrachtet werden. In der Erläuterung des Typus *new rural idyll* ist diese netzwerkartige Verflechtung von Repräsentationen und Praktiken bereits angeklungen. Hier war zu erkennen, dass bestimmte Handlungsdispositionen in Wechselwirkung mit strukturellen Entwicklungen auftreten. Darüber hinaus ist der *new-rural-idyll*-Komplex zentraler Bestandteil der öffentlichen Diskurse, wie sie von den Verwaltungen und Investoren aufgegriffen und unterhalten werden. Diese streichen in ihren politischen Programmen und Marketingstrategien besonders die hier Realität gewordene Vereinigung der Vorzüge des Landlebens – Ruhe, landschaftliche Schönheit, traditionsreicher Weinbau etc. – mit moderner Infrastruktur, Mobilität, Internationalität und sogar Zentralität heraus und machen so das Dorf zu einem „Ort im Herzen Europas“. Entsprechendes gilt auch für die beiden anderen Varianten, *rurale Familiarität* und *rurale Soziabilität*, die in derselben Weise mit distinkten, relativ dauerhaften Praktiken bzw. Strukturen und Repräsentationen verknüpft sind. Zu welchen konkreten Verhaltensweisen ein urbaner Habitus befähigt, ist also unter anderem von den gegebenen räumlichen Praktiken bzw. Strukturen und Repräsentationen abhängig. *Rurale Familiarität*, *rurale Soziabilität* und *new rural idyll* zeigen zwar, wie angedeutet, eine historische Entwicklung auf, existieren aber in der von uns untersuchten Grenzregion gegenwärtig als drei alternative Varianten des ruralen Raumes.

Anmerkungen

- 1 Der Begriff Saar-Lor-Lux bezeichnet seit den 1970er Jahren eine Euroregion bestehend zunächst aus dem Großherzogtum Luxemburg, Lothringen und dem Saarland und dann erweitert um die Wallonie und Rheinland-Pfalz.
- 2 Die Bezeichnung „Wohnmigranten“ soll den Umstand betonen, dass der Zweck der Verlegung des Wohnsitzes ins benachbarte Ausland die Veränderung respektive Verbesserung der Wohnsituation ist, die sonstigen Lebensumstände (Arbeitsplatz, weiteres soziales Umfeld etc.) aber mehr oder weniger unverändert bleiben, so dass die Migration hier in gewisser Weise nur eine partielle ist. Die Frage, ob die Bezeichnung Migration angesichts der Kleinräumigkeit der Bewegung angemessen ist, kann hier nicht weiter diskutiert werden (siehe dazu u.a. Gregor Schnuer, *Circulating in Places and the Spatial Order of Everyday Life*, in: *Human Studies*, Online 31 July 2014). Einige Autoren schlagen eine Unterscheidung zwischen „residential migration“ und „residential mobility“ vor und plädieren dafür, von Mobilität zu sprechen, wenn die Wohnortverlegung mit biographischen Veränderungen oder lokalen Wohnungsmarktverhältnissen zusammenhängt (vgl. Catherine Bonvalet/Anne-Marie Fribourg, *Stratégies résidentielles. Actes du séminaire Paris 1988*, ed. INED, Plan Construction et Architecture, MELTM., Paris 1990); siehe dazu auch Samuel Carpentier/Philippe Gerber, *De la mobilité résidentielle à la recomposition des espaces de la vie quotidienne*, in: *Recherche Transports Sécurité* 102 (2009), 61–72.
- 3 Vgl. Samuel Carpentier (Hg.), *Die grenzüberschreitende Wohnmobilität zwischen Luxemburg und seinen Nachbarregionen*, Luxemburg 2010.
- 4 Projekt: *Cross Border Residential Mobility (CB-RES)*, Universität Luxemburg (<http://cbres.uni.lu>).
- 5 Vgl. etwa zur Wohnmigration an der deutsch-niederländischen Grenze: Anke Strüver, *Stories of the Boring Border. The Dutch-German Borderscape in People's Minds*, Münster 2005; Henk van Houtum/Ruben Gielis, *Elastic Migration: the Case of Dutch Short-Distance Transmigrants in Belgian and German Borderlands*, in: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 97 (2006) H. 2, 191–198. Für einen Überblick über die bisherige Forschung siehe Devan Jagodic, *Living (beyond) the Border: European Integration Processes and Cross-border Residential Mobility in the Italian-Slovenian Border Area*, in: *Dorte Jagetic Andersen/Martin Klatt/Marie Sandberg (Hg.), The Border Multiple. The Practicing of Borders between Public Policy and Everyday Life in a Re-scaling Europe*, Farnham 2013.
- 6 Vgl. Carpentier, *Die grenzüberschreitende Wohnmigration*, 21, 30.

- 7 Nach offiziellen Statistiken ist die Zahl der in Rheinland-Pfalz – und überwiegend in unmittelbarer Grenz-
nähe – lebenden Luxemburger Staatsangehörigen zwischen 1995 und 2012 von etwa 1.400 auf mehr als 5.600
Personen gestiegen und hat sich damit mehr als vervierfacht (Auskunft des Statistischen Landesamtes Rhein-
land-Pfalz). Die demografischen Daten sind allerdings sehr ungenau; ein beträchtlicher Teil der aus Luxem-
burg zugezogenen Personen zieht es vor, weiterhin im Großherzogtum gemeldet zu bleiben und unterhält
daher in Deutschland offiziell lediglich einen Zweitwohnsitz.
- 8 Vgl. L'Observatoire de l'Habitat, Des actifs résidents devenus frontaliers. Analyse d'un phénomène émergent.
La Note 14, 2010, 2.
- 9 Vgl. Jacques Brosius/Samuel Carpentier, Grenzüberschreitende Wohnmobilität von in Luxemburg ansässigen
Erwerbstätigen. Quantifizierung und Charakterisierung des Phänomens, in: Samuel Carpentier (Hg.), Die
grenzüberschreitende Wohnmigration zwischen Luxemburg und seinen Nachbarregionen, Luxemburg 2007,
15–36, hier 33, 36.
- 10 Stadt Trier: 0,5 Prozent, Kreis Trier-Saarburg: 1,7 Prozent, Eifelkreis Bitburg-Prüm: 2,1 Prozent; Auskunft des
Statistischen Landesamtes Rheinland-Pfalz.
- 11 Auskunft der Einwohnermeldeämter der Verbandsgemeinden Trier Saarburg, Konz und Trier-Land.
- 12 Christian Wille, Atypische Grenzgänger in der Großregion, in: Digitaler und interaktiver Atlas der Großregion.
Interdisziplinäres Online-Projekt der Forschungseinheit IPSE der Universität Luxemburg, Luxemburg 2011.
- 13 Die jüngsten Daten beziehen sich auf das Jahr 2011; vgl. Interregionale Arbeitsmarktbeobachtungsstelle (Hg.),
Die Arbeitsmarktsituation in der Großregion. 8. Bericht an den Gipfel der Großregion, Saarbrücken 2013, 81.
- 14 Peter Dirksmeier, Habituelle Urbanität, in: *Erdkunde* 60 (2006), 221–230.
- 15 Ebd., 223.
- 16 Ebd., 223.
- 17 Ebd., 223.
- 18 Ebd., 224.
- 19 Peter Dirksmeier, The wish to live in areas with „people like us“: metropolitan habitus, habitual urbanity and
the visibility of urban-rural differences in South Bavaria, Germany, in: *Visual Studies* 27 (2012) H. 1, 76–89,
hier 80.
- 20 Siehe in diesem Zusammenhang zum Verhältnis von „capital spatial“ und „capital résidentiel“ Jacques Lévy,
Capital spatial, in: Jacques Lévy/Michel Lussault (Hg.), *Dictionnaire de la géographie et de l'espace des so-
ciétés*, Paris 2003, 124–126; vgl. auch Laurent Cially, Capital spatial, stratégies résidentielles et processus
d'individualisation, in: *Annales de Géographie* 654 (2007), 169–187; Michael Flamm/Vincent Kaufmann,
Operationalising the concept of motility: a qualitative study, in: *Mobilities* 1 (2006), 167–189.
- 21 Dirksmeier, People like us, 80.
- 22 Ebd., 80.
- 23 Dirksmeier, Habituelle Urbanität, 228.
- 24 Ebd., 228.
- 25 Dirksmeier, People like us, 84.
- 26 Zum Phänomen des „blurring of the urban – rural distinction“ vgl. Tony Champion/Graeme Hugo (Hg.), *New
Forms of Urbanization. Beyond the Urban-Rural Dichotomy*, Aldershot 2004, 8–11.
- 27 Vgl. Peter Dirksmeier, Strife in the rural idyll? The relationship between autochthons and in-migrants in scenic
regions of South Bavaria, in: *Erdkunde* 62 (2008), 159–171. Dirksmeier bezieht sich hier ausdrücklich auf die
Vorstellung der „rural Idyll“, eine Verbindung mit dem Habitus- und Kapitalbegriff bleibt allerdings aus.
- 28 Siehe Keith Hoggart, Let's Do Away With Rural, in: *Journal of Rural Studies* 6 (1990) H. 3, 245–257, hier 249:
„[...] causal forces are not distinctive in rural areas, nor are they uniform in them“; vgl. auch David Brown/
John Cromartie, The nature of rurality in postindustrial society, in: Tony Champion/Graeme Hugo (Hg.), *New
Forms of Urbanization. Beyond the urban-rural Dichotomy*, Aldershot 2004, 269–284, die an der Notwen-
digkeit eines – dynamischen – Ruralitätsbegriffs festhalten und einen multidimensionalen Ansatz vorschla-
gen, der ökologische, sozioökonomische und kulturelle Gegebenheiten berücksichtigt; zur Debatte um das
Ruralitätskonzept in der Soziologie siehe auch Jonathan Murdoch/Andy C. Pratt, Rural Studies: Modernism,
Postmodernism and the ‚Post-rural‘, in: *Journal of Rural Studies* 9 (1993) H. 4, 411–427; zur Debatte in der
Kulturgeografie siehe Paul J. Cloke, Whither Rural Studies?, in: *Journal of Rural Studies* 1 (1985) H. 1, 1–9;
einen knappen historischen Überblick liefert Ilse Helbrecht, Urbanität und Ruralität, in: Julia Lossau/Roland
Lippuner/Tim Freytag (Hg.), *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*, Stuttgart 2013, 167–181.

- 29 Siehe etwa Marc Mormont, Who is rural? or, how to be rural: towards a sociology of the rural, in: Terry Marsden/Philip Lowe/Sarah Whatmore (Hg.), *Rural Restructuring. Global processes and their response*, London 1990, 21–44.
- 30 Vgl. Keith Halfacree, *Locality and Social Representation: Space, Discourse and Alternative Definition of the Rural*, in: *Journal of Rural Studies* 9 (1993) H. 1, 23–37, hier 34.
- 31 Halfacree hat sich vor allem mit rurality im britischen Kontext, unter anderem mit counter-urbanisation in den 1980er Jahren befasst.
- 32 Keith Halfacree, *Rural Space: Constructing a Three-Fold Architecture*, in: Paul Cloke/Terry Marsden/Patrick Mooney (Hg.), *The Handbook of Rural Studies*, London 2006, 44–62, hier 51.
- 33 Keith Halfacree, *Rethinking Rurality*, in: Tony Champion/Graeme Hugo, *New Forms of Urbanization. Beyond the Urban-Rural Dichotomy*, Aldershot 2004, 285–304, hier 295 (Hervorhebung durch den Autor).
- 34 Ebd., 297.
- 35 Ebd., 303.
- 36 Ebd., 300.
- 37 Ebd., 301.
- 38 Ebd., 300.
- 39 Halfacree selbst macht in Anlehnung an Shields deutlich, dass soziale Raumrepräsentationen, im vorliegenden Fall Repräsentationen des ruralen Raumes, nicht primär in einem begrifflichen oder logischen Prozess entstehen, sondern internalisiert sind „through the ‚embodied‘ memory of habit, gesture, and spatial practice“, Rob Shields, *Places on the Margin*, London 1991, 264, zitiert in Halfacree, *Locality*, 32.
- 40 Halfacrees Untersuchungen zum Netzwerk „rural idyll“ konzentrieren sich naturgemäß weitgehend auf eine bestimmte städtisch-bürgerliche Schicht; siehe bspw. auch Dirksmeier, *Strife in the Rural Idyll*, der sich mit den Motivationen und Imaginationen der Städter, die aufs Land ziehen, befasst; siehe dagegen die auf französischsprachige Studien konzentrierte Arbeit von Candau und Remy zu „sociabilités rurales“, Jacqueline Candau/Jacques Rémy, *Socabilités rurales. Les agriculteurs et les autres*, *Etudes rurales* 183 (2009), 83–100.
- 41 Eine hierüber hinausgehende Berücksichtigung solcher tendenziell vernachlässigter (Unter-)Gruppen ist in unserer Studie nicht beabsichtigt. Zu typischerweise vernachlässigten rural geographies vgl. Chris Philo, *Neglected Rural Geographies. A Review*, in: *Journal of Rural Studies* 8 (1992) H. 2, 193–207.
- 42 Es handelt sich um ein in gewissem Grade abgegrenztes Tauschsystem, in dem nur bestimmte Gaben oder Leistungen zirkulieren und an dem nur derjenige teilhaben kann, der diese schätzt und selbst über sie verfügt; vgl. Martin Rössler, *Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung*, Berlin 2005, 189 ff.
- 43 Geplant waren noch weitere, eher urban zu nennende facilities – Fitnessstudio, Restaurant –, auf deren Realisierung der isländische Investor aufgrund der Bankenkrise allerdings verzichten musste.